

S U D

Das Herz der

Das ostafrikanische Land hat einen bösen Ruf in der Welt. Doch wer sich zu den Pyramiden der Schwarzen Pharaonen im Norden aufmacht, begegnet einer versunkenen Hochkultur, der Schönheit der Sahara – und berührend liebenswürdigen Menschen, die den Kontakt mit Reisenden ersehnen

Die Könige von Kusch errichteten ihre Pyramiden vor 2000 Jahren im fruchtbaren Schwemmland am Nil. Heute herrschen hier Sand und Staub – und Busfahrer, die einem Passagier auch mal den besten Platz reservieren

A N

VON MICHAEL OBERT (TEXT) UND MATTHIAS ZIEGLER (FOTOS)

Finsternis



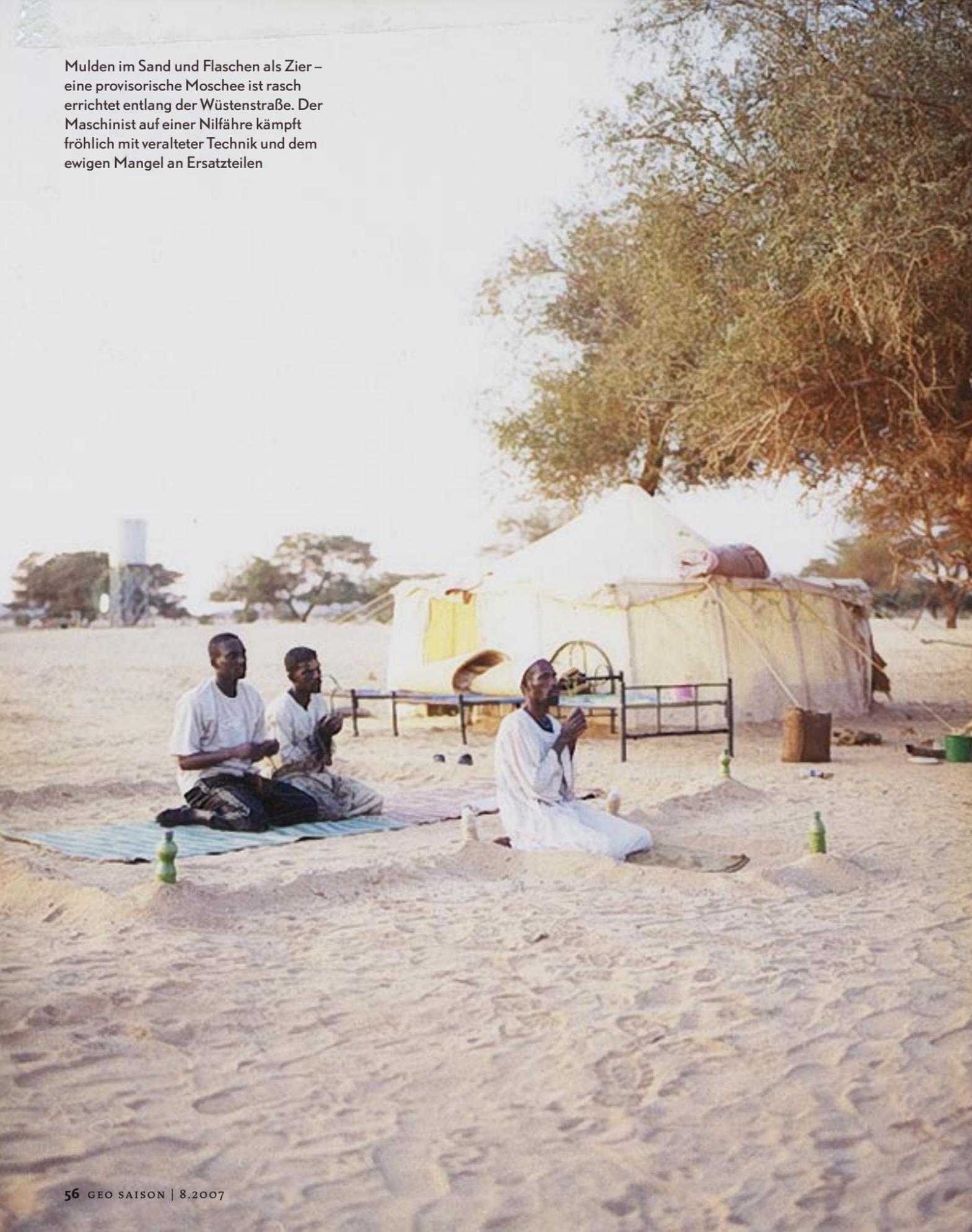


Nur wenige der mehr als hundert Pyramiden und Gräber in Meroë sind so gut erhalten wie diese Sandsteinbauten im Nordfriedhof. Weiter nördlich, bei Atbara, plaudern Lastwagenfahrer im Schein einer Neonröhre



„WIE ZÄHNE RAGEN DIE GRABMALE DER NUBISCHEN PHARAONEN AUS DEN SANDDÜNEN, ROT UND SCHARFKANTIG, MEERESKLIPPEN GLEICH“

Mulden im Sand und Flaschen als Zier – eine provisorische Moschee ist rasch errichtet entlang der Wüstenstraße. Der Maschinist auf einer Nilfähre kämpft fröhlich mit veralteter Technik und dem ewigen Mangel an Ersatzteilen



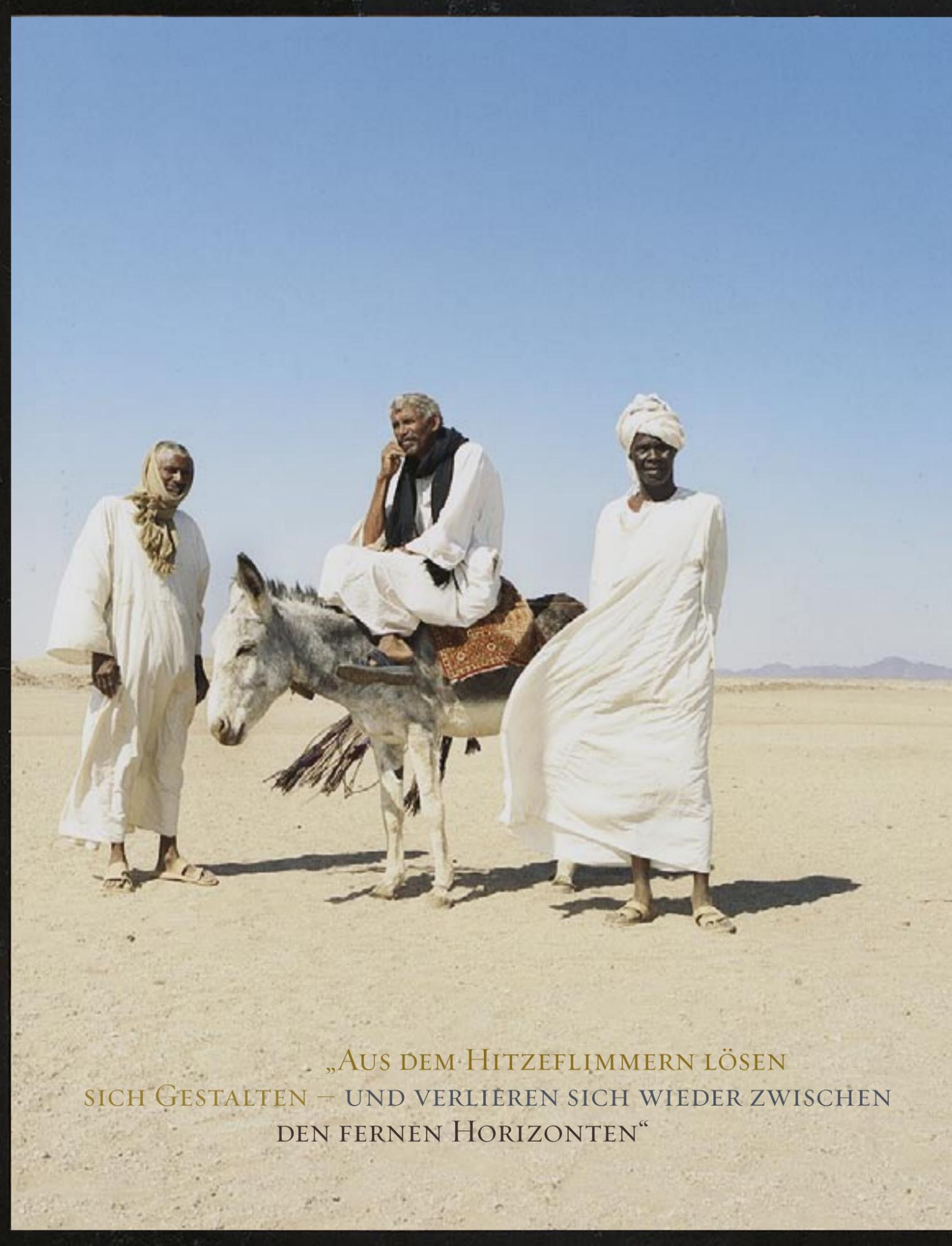
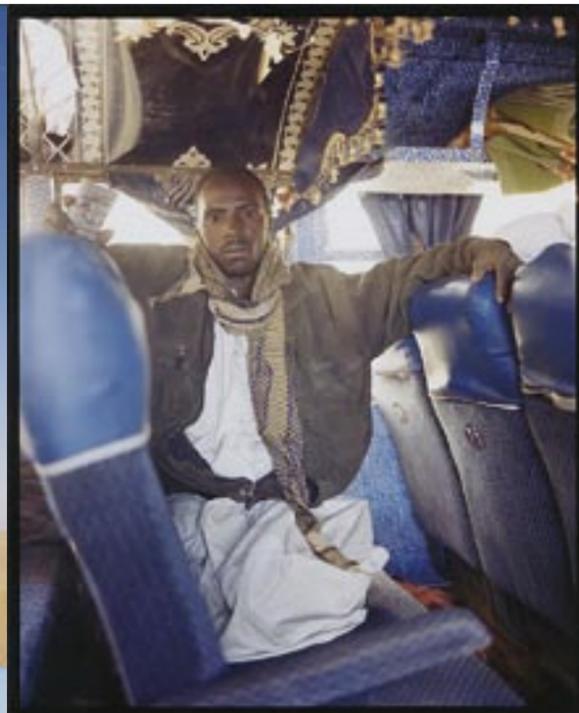


Vom heiligen Berg Barkal geht der
Blick weit in die Endlosigkeit der Nubischen
Wüste – in der die Straße wie ein Faden
liegt und das Ensemble der Pyramiden von
Napata wie ein steinernes Rätsel

„WIR SCHWIMMEN DURCH EINE RIESIGE, SCHLUMMERNDE

LEERE, AUS DER IRGENDWANN PYRAMIDEN AUFSTEIGEN“

In der großen Wüste ist niemand zu Hause und alle sind Reisende: die Lastwagenfahrer; der Passagier auf einer Fähre; die Straßenarbeiter, die mit einfachsten Mitteln die Piste ausrichten; der Helfer in einer Ziegelei (li. u.) und die Passanten, die in malerischer Gelassenheit mit ihrem Esel die Straße queren (ganz rechts). Nur die Tempelruinen von Soleb bleiben – seit über 3000 Jahren trotzen sie dem Sand



„AUS DEM HITZEFLIMMERN LÖSEN SICH GESTALTEN – UND VERLIEREN SICH WIEDER ZWISCHEN DEN FERNEN HORIZONTEN“

„EIN BAUER GREIFT MIT HORNIGER HAND NACH DER MEINEN UND SPAZIERT MIT MIR WIE EIN VERLIEBTER ÜBER DEN HOF“

EIN MANN LÖST SICH AUS DER STAUBWOLKE, die unser Geländewagen aufgewirbelt hat, nimmt unsere Taschen auf und trägt sie davon. Einfach so. Ohne ein Wort. In einem Dorf, irgendwo im Norden des Sudans.

Uns bleibt nichts anderes, als ihm nachzulaufen. Will er uns in eine dunkle Gasse locken, damit wir dort überfallen werden? Oder in einen Basar, um uns einen Teppich aufzuzwingen? Kurz darauf schämen wir uns dieser Bedenken: Der Mann führt uns in ein schlichtes Haus, stellt unser Gepäck vor zwei Betten und serviert frischen Minztee. Wenig später essen wir mit den Händen scharf gewürztes Bohnenpüree aus einer gemeinsamen Schüssel. Weil niemand von uns die Sprache des anderen spricht, schweigen wir. Wie alte Freunde, die keiner Worte bedürfen. Am Morgen bringt uns der Mann Rührei und *kisra*-Brot ans Bett, eine Bezahlung lehnt er ab. Als wir uns zum Abschied umarmen, wissen wir nicht mehr von ihm als seinen Namen: Nuri.

Vor unserer Ankunft im Norden des Sudans waren wir nicht sicher, ob sich dieses Land bereisen ließe, ob wir es bereisen sollten. Wegen des Kriegs in Darfur, im Süden des Landes. Wegen des islamischen Regimes. Wegen möglicher Ressentiments gegen Besucher. Und jetzt diese Beschämung: Immer wieder treffen wir auf Menschen, die uns mit einer kaum fassbaren Gastfreundschaft willkommen heißen.

Unsere Reise hat in der sudanesischen Hauptstadt Khartoum begonnen und führt nordwärts, immer am Nil entlang. Der längste Strom Afrikas eskortiert uns als silbern schimmerndes Band, flankiert von Palmenhainen, Gemüsegärten und Getreidefeldern. In einem Oasendorf kommen Männer in weißen Gewändern auf uns zu und berühren würdevoll unsere Stirn, um uns zu segnen. Sie laden uns zu *karkadé* ein, weinrotem Hibiskusblütentee. Überall legen die Menschen, sobald sie uns sehen, eine Hand über dem Herzen auf die Brust, lachen und rufen: „Welcome in Sudan!“ Auf unserem Weg spielen wir immer wieder ein einfaches Spiel: Wer zuerst winkt, hat gewonnen. Aber so sehr wir uns anstrengen, die Sudanesen sind schneller.

Bei Shendi bricht unsere Straße aus dem Oasengürtel des Stromes aus und schert hinein in die Wüste. Wir schwimmen durch eine riesige, schlummernde Leere, aus der irgendwann einem

Traumbild gleich die Pyramiden von Meroë aufsteigen. Wie spitzgefeilte Zähne ragen die Grabmale der nubischen Königsnekropole aus den Sanddünen, bis zu 30 Meter hohe Gebäude, dunkel und scharfkantig wie Meeresklippen. In den Rissen der Wände hat sich rotgoldener Flugsand eingelagert. Der Wind scheint die Ruinen eben erst freigelegt zu haben. Die einzigen Fußspuren, denen wir in den sichelförmigen Dünen begegnen, sind unsere eigenen.

Nub ist die Hieroglyphe für Gold. In Nubien füllten die ägyptischen Pharaonen ihre Schatzkammern – und sie bereicherten sich auch an Menschen. Viele Sklaven stammten aus dem heutigen Sudan, sie wurden mit wulstigen Lippen und platten Nasen dargestellt. Doch nach der Jahrhunderte währenden Knechtschaft erhoben sich die Unterdrückten und eroberten ganz Ägypten. Von 750 bis 655 v. Chr. regierten die Könige des nubischen Reiches Kusch als Schwarze Pharaonen ein Imperium, das sich von den Nilquellen bis zum Mittelmeer erstreckte.

Mehr als hundert Pyramiden sind in der altnubischen Hauptstadt Meroë erhalten, sie sind deutlich kleiner, aber steiler als die ägyptischen Steingräber. Wir drücken uns durch eine schmale Öffnung in die Opferkapelle eines Grabmals. Im Inneren hat der Wind Sand aufgehäuft. Von der Seite schieben sich Lichtfinger durch eine Öffnung und zeigen auf ein Bildnis der Göttin Isis an der Wand. Die „Zauberreiche“ blickte dem Verstorbenen von hier auf seiner Reise gen Osten nach. Das Haupt der Göttin umflirren Zeichen der meroitischen Schrift, die bis heute nicht vollständig entziffert werden konnte.

Meroë ruht ungestört in einem jahrtausendlangem Schlaf. Wir spazieren in seinen Träumen umher, in denen nichts auf die Gegenwart hinweist, kein Laut, kein Mensch. Mögen die ägyptischen Pyramiden uns durch ihre Monumentalität in Staunen versetzen, die von Meroë verwandeln uns in Entdecker. Wir müssen nur hier ein wenig im Sand graben und dort ein bisschen Staub wegpusten, um immer neue Schriftzeichen und Figurenreliefs aufzuspüren. Zwischen den Gräbern finden wir farbige Steine, aus denen nubische Maler die Pigmente für ihre Farben gewannen – in der Zeit vor unserer Zeitrechnung.

Wir folgen der Landstraße nach Norden. In einem Teehaus setzt sich ein Mann mit Bart und Turban zu uns. Er schüttelt uns die Hand wie zwei alten Bekannten, die er lange nicht gesehen hat. ▶



Die Reise ins Land der Schwarzen Pharaonen bietet, etwa vom Jebel Barkal (o. re.), große Ausblicke – und wunderbare: auf ausgeweidete Oldtimer oder auf eine Schulklasse, die sich im Nichts der Wüste niederließ. Unsere Reporter begegneten zudem Nuri (o. Mitte), der sie wortlos – und umsonst – in seinem Haus beherbergte und versorgte



Drei Kinder, zwei Welten: Eines arbeitet als Tellerwäscher, die beiden anderen kreisen im Vergnügungspark der Hauptstadt Khartum



Der Fremde ist Viehhändler, glauben wir zu verstehen, als er die Hände wie Hörner vom Kopf spreizt. Er hat auf dem Markt eine Anzahl Schafe gekauft, die geschlachtet werden sollen – er streckt zehn Finger aus und fährt mit dem Daumen über seine Kehle. Dann schüttelt er uns die Hand, überglücklich, uns getroffen zu haben. Noch bevor wir uns bedanken können, hat der Unbekannte unseren Tee bezahlt und ist im Gedränge auf der Straße verschwunden.

In Atbara werden wir zur Polizei zitiert. Einige Herren mit Funkgeräten sind der Ansicht, wir hätten uns unerlaubt vor dem Bahnhof herumgetrieben. Aufmerksame Augen und Ohren gibt es überall im Land, das seit 1989 von Militärs regiert wird. Sie sorgen dafür, dass das Regime über jeden Lidschlag seiner Untertanen informiert ist.

Zwei Polizisten eskortieren uns zum Chef der sudanesischen Staatsbahn. Eine riesige Hornbrille sitzt schief auf seiner Nase, unter dem Schreibtisch ist er barfuß. In unserer Reiseegenehmigung steht, dass wir alle touristischen Orte besuchen dürfen. Wo also liegt das Problem? Der Mann telefoniert und telefoniert. Nach zwei Stunden kommt Kaffee, er schmeckt stark und süß, nach Kardamom. Endlich legt der Bahnchef auf und sagt: „Der Bahnhof ist kein touristischer Ort! Aber für Sie machen wir eine Ausnahme.“ Nur fotografieren dürfen wir nicht. Und dann beweist uns der gründliche Beamte, dass auch in ihm ein wahrhafter Sudanese steckt: Er schlüpft in seine Pantoffeln, streicht das Hemd glatt und lächelt – für den Fotografen.

Von Atbara aus strebt der Nil nordwärts, um sich bei der Oase Abu Hamad in einer großen Schleife wieder nach Süden zu wenden. Hier lassen wir den Fluss vorerst ziehen und folgen der

Route westlich durch die Bayuda-Wüste. Auf unserer Fahrt durch den Oasengürtel des Nils haben wir soeben noch planschende Kinder gesehen und blühende Hibiskus- und Rosengärten. Jetzt senkt sich eine schläfrige Stille über karges Land herab, die letzten Dattelpalmen weichen hitzeflirrender Ödnis.

Entlang unserer holprigen Wüstenpiste verläuft die neue Straße nach Karima, die teilweise schon asphaltiert, aber noch nicht freigegeben ist. Immer wieder stoßen wir unterwegs auf Baustellen von Straßen, Brücken und Pipelines. Der Sudan gehört zu den ärmsten Ländern Afrikas, doch allmählich beleben die seit einigen Jahren sprudelnden Ölmilliarden die Zentren im Norden, wie Khartum, Port Sudan und al-Obeid. Ein Großteil des Erdöls stammt aus dem Südsudan, der seit Jahren von einem brutalen Krieg überzogen wird, in dem es auch um die reichen Ölvorkommen geht. 2011 sollen die Südsudanesen über ihre Unabhängigkeit abstimmen. Wem im Fall einer Teilung die Erlöse aus dem Erdöl zufallen werden, ist unklar.

Wir fahren mit 60 Stundenkilometern durch die Bayuda-Wüste, eine Welt aus schwarzem Geröll und Sand, wo Begegnungen etwas von Halluzinationen haben. Aus dem Hitzeflimmern lösen sich Gestalten. Es sind Hirten, von der Hitze gegebte Männer, die seit zwei Tagen auf einen Tanklastler mit Wasser für ihre Tiere warten. Das kleine Grüppchen verliert sich zwischen den Horizonten. Obwohl sie selbst kaum etwas zu trinken haben, bestehen die Männer darauf, dass wir von ihrer Ziegenmilch kosten.

Am Abend stoßen wir auf ein Camp von Lastwagenfahrern. Unter einer Akazie stottert ein kleiner Generator, in den Ästen hängt eine Neonröhre. Aus Sand haben die Männer einen recht-

eckigen Grundriss aufgehäuft und eine Ausbuchtung mit Colaflaschen geschmückt: Sie dient als *mihrab*, als Gebetsnische. Das Haus Allahs, ein knöchelhoher Wall, über den der Abendwind das Gebet der Männer in die Wüste trägt.

Einer von ihnen spricht Englisch. Er warnt uns: Es sei gefährlich, nachts durch die Wüste zu fahren, wir sollten lieber bei ihnen schlafen. Wir entschuldigen uns, denn wir müssen weiter. Der Mann nickt verständnisvoll. Für diesen Fall hätten die Lastwagenfahrer uns bereits in ihr Gebet eingeschlossen, sagt er, und Allah um eine sichere Reise ersucht.

Am anderen Tag legen wir, bei Karima wieder am Nil angelangt, den Kopf in den Nacken und blicken andächtig die senkrechte Felsnadel des Jebel Barkal hinauf. Die alten Nubier sahen in der steinernen Zinne eine aufgerichtete Kobra, das Totemtier der Pharaonen. Sie verehrten den aufstrebenden Berg als Wohnstatt des Windgottes Amun. Längst ist der Tempel des „Allesbewegers“ zerfallen. Nur noch einige Widder-Sphingen und Hathor-Säulen aus dem achten vorchristlichen Jahrhundert zeugen von den Ritualen, die hier einst gefeiert wurden. In jener fernen Zeit war das Königreich Kusch zentraler Umschlagplatz für die Schätze aus dem Inneren Afrikas auf ihrem Weg nach Ägypten, in die Magazine der alles verschlingenden Großmacht.

In der Nähe des heiligen Jebel Barkal soll um 746 v. Chr. der Königssohn Pije den nubischen Thron bestiegen haben, jener Mann, der Ägypten bezwang. Wir finden das Pyramidengrab des berühmtesten Schwarzen Pharaos nicht weit vom Kobra-Berg in der Nekropole von al-Kurru. In den Kammern der Totenstadt lösen unsere Taschenlampen wundervolle Wandmalereien aus der Dunkelheit: Visionen von Skarabäen, Kobras und Horusfalken, Beschwörungen vergangener Größe. Es ist beinahe, als verwandelt sie uns in Geister – staubbedeckte Gestalten nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft.

Im Basar von Dongola, einer Kleinstadt am Ufer des Nils, beschenken uns Händler mit Bananen und gerösteten Pistazien. Als ich zur Toilette muss – eine erbärmlich stinkende Zelle mit einem Loch im Boden – kommt sogleich ein Dattelvekäufer angerannt, um die fällige Gebühr zu übernehmen. Und in der Gasse der Tuchhändler fühlen wir uns wie Fußballstars, die ein Stadion betreten: Die Menge jubelt uns zu.

AUF DER WEITERFAHRT GRÜBELN WIR, wie das zusammenpasst: das Militärregime mit dem Netz von Spitzeln und Geheimpolizisten und diese überwältigende Gastlichkeit; der grausame Krieg in Darfur und die zahllosen gutmütigen Gesichter, die uns entgegenstrahlen. Auf der Fähre hinüber ans Westufer des Nils gibt uns ein Grundschullehrer in gutem Englisch zumindest einen Hinweis darauf, warum die Sudanesen die offizielle Propaganda immer wieder Lügen strafen: „Alle Menschen bewohnen eine Welt. Auch wir wollen Teil dieser Welt sein.“

Erst da, in einer verbeulten Blechwanne auf Afrikas Lebensstrom, umgeben von Männern mit wehenden Turbanen und im Gesicht tätowierten Frauen, die ihre Babys stillen, begreifen wir, warum sich die Sudanesen so sehr über unsere Anwesenheit freuen: Sie sehen in den seltenen ausländischen Besuchern einen

tröstlichen Beweis, vom Rest der Welt nicht völlig verstoßen zu sein. Der Grundschullehrer lässt gesalzene Sonnenblumenkerne in unsere Handflächen rieseln und sagt: „Sagt euren Leuten, dass wir keine Terroristen sind!“

Als wir weiter nordwärts vorstoßen, werden die archäologischen Stätten seltener. Wir passieren die traumhaft schönen Stromschnellen des dritten Nilkatarakts, dann die drei einsamen Säulen von Sesibi, wir sehen den Amun-Tempel von Soleb hinter uns am milchigen Horizont verschwinden, wir verabschieden uns von den Hügelgräbern der Insel Sai. In der Monotonie der Landschaft überlassen wir uns der Piste, auf deren Staubspur durch die Oasendörfer sich immer neue leuchtende Begegnungen mit begeistertsten Menschen aneinanderreihen.

Irgendwo am Ufer des Nils hängt ein Fischer mit tiefer Verbeugung den einzigen Nilbarsch aus seinem Netz an unsere Stoßstange. Ein buckliger Bauer greift mit seinen von der Feldarbeit hornigen Händen nach unseren und spaziert wie ein Verliebter mit uns durch sein weiß getünchtes Gehöft. Und dann ist da noch der Friseur mit den rasierten Dreiecken im Nacken. Sein langgehegter Traum scheint es zu sein, einmal im Leben die struppigen Haare eines deutschen Journalisten in Form zu bringen – umsonst, versteht sich.

Unsere Reise nach Norden endet in Wadi Halfa, einer weit zerstreuten Siedlung am Ufer des Nassersees, den der Assuan-Damm in Ägypten aufgestaut hat und der auf dieser Seite Nubiassee heißt. Hinter dem leicht geschwungenen Horizont der riesigen Fläche beginnt Ägypten. Unsere Straße läuft direkt auf das Gewässer zu, das seit den sechziger Jahren aufgestaut wurde. Wir gehen das letzte Stück zu Fuß. Wir wollen keinen Zentimeter verschenken, den Sudan bis in seine äußerste Spitze auskosten. Kleine Wellen rollen heran und schwappen in unsere Schuhe; dann verneigt sich die Straße vor uns und taucht hinunter in den See.

Wir schauen ihr in Gedanken versunken nach. Da ruft uns ein Mann im Fischerboot etwas zu. Er scheint zu glauben, dass wir nach Ägypten wollen. Die Fähre komme erst in ein paar Tagen, schreit er, aber wir sollen zu ihm an Bord kommen, er bringe uns gern hinüber. Wir müssten auch nichts zahlen, er biete uns seine Gastfreundschaft an. Eine Schiffsreise nach Assuan dauert 18 Stunden, und so nehmen wir an, der Fischer mache einen Scherz. Aber dann sehen wir in sein offenes, lachendes Gesicht – das verwirrende Gesicht dieses Landes. ■



Wie sehr Autor **MICHAEL OBERT** sich von Landschaften und Kulturen angezogen fühlt, die außerhalb unseres Gesichtskreises liegen, beweist er in diesem Heft gleich zweimal: Für GEO SAISON reiste er nicht nur zu den Pyramiden von Meroë (li.), sondern auch in den hohen Norden – seine Reportage über Islands Westfjorde beginnt auf Seite 34. Fotograf **MATTHIAS ZIEGLER** fühlt sich seit 20 Jahren in Afrika zu Hause. Für GEO SAISON hat er bereits in Botswana fotografiert (Heft 3/06), im Sudan aber traf er „die nettesten Menschen des ganzen Kontinents“.